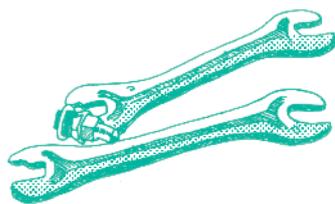
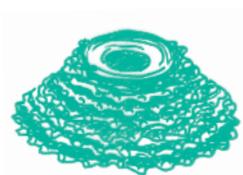




# Weniger ist mehr

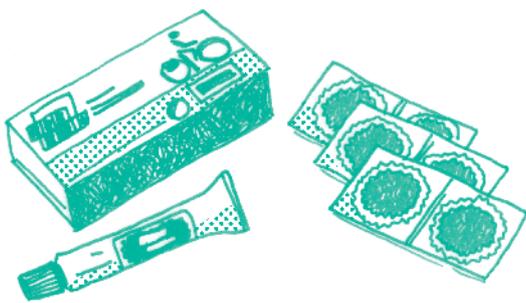
**Wir leben über unsere Verhältnisse: Ressourcen werden knapp, Wohnraum auch. Dennoch werkeln wir an der eigenen Apokalypse. Nur eine wachsende Wirtschaft sichert Wohlstand, ist das Mantra. Mehr, mehr, mehr. Wirtschaftsprofessor Niko Paech entwirft das Gegenmodell: die Postwachstumsökonomie. Ein gar nicht so utopischer Ausblick.**



Die Plünderung des Planeten stößt an Grenzen. Nur durch den Rückbau des Industriemodells zu einer »Postwachstumsökonomie« können sozial stabile und global faire Versorgungsstrukturen entstehen, die zukünftig ein lebenswertes Dasein ermöglichen. Demnach müsste jeder Erdbewohner seine Bedürfnisse im Rahmen eines individuellen CO<sub>2</sub>-Kontingentes von ca. 2,7 Tonnen befriedigen können, sonst ist das Zwei-Grad-Klimaschutzziel bei sieben Milliarden Menschen nicht zu erreichen. In Deutschland verbraucht momentan jeder elf Tonnen pro Kopf. Seit dem grandiosen Scheitern »grüner« Wachstumsträume und einem drohenden »Peak Everything« (wir haben von allem das meiste verbraucht, ab jetzt geht es bergab) verbleibt als Option lediglich ein – gemessen an derzeitigen europäischen Verhältnissen – drastisch verkleinertes Industriesystem, erweitert um eine Regional- sowie eine Subsistenzökonomie. Wenn für jede erwachsene Person nach einem Rückbau der kommerziellen Ökonomie auf die Hälfte der momentanen Größe eine 20-Stunden-Beschäftigung verfügbar wäre, ließe sich damit immer noch eine sparsame Konsumausstattung finanzieren. Und die nun freigestellten 20 Stunden würden Spielräume für handwerkliche Ergänzungsleistungen und kooperative Formen der Selbstversorgung eröffnen.

Zum einen durch gemeinschaftliche Nutzung: Wer die Nutzung von Gebrauchsgegenständen mit anderen Personen teilt,

## »Doppelte Nutzung bedeutet halbiertes Bedarf.«



trägt dazu bei, industrielle Herstellung durch soziale Beziehungen zu ersetzen. Doppelte Nutzung bedeutet halbiertes Bedarf. Verschenkmärkte, Tauschbörsen, -ringe und -partys sind weitere Elemente.

Zum anderen durch verlängerte Nutzung: Wer durch handwerkliche Fähigkeiten oder manuelles Improvisationsgeschick die Nutzungsdauer von Konsumobjekten erhöht – zuweilen reicht schon die achtsame Behandlung, um frühen Verschleiß zu vermeiden –, substituiert materielle Produktion durch eigene produktive Leistungen, ohne auf Konsumfunktionen zu verzichten. Wo es gelingt, die Nutzungsdauer durch Instandhaltung, Reparatur oder Umbau durchschnittlich zu verdoppeln, könnte die Produktion neuer Objekte entsprechend halbiert werden. Offene Werkstätten, Reparatur-Cafés und Netzwerke des hierzu nötigen Leistungs- und Erfahrungsaustausches würden dazu beitragen, ein modernes Leben mit weniger Geld und Produktion zu ermöglichen.

Und durch Eigenproduktion: Im Nahrungsmittelbereich erweisen sich Hausgärten, Dachgärten, Gemeinschaftsgärten und andere Formen der urbanen Landwirtschaft als Möglichkeit einer partiellen De-Industrialisierung. Künstlerische und handwerkliche Betätigungen reichen von der kreativen Wiederverwertung ausrangierter Gegenstände – z. B. zwei kaputte Computer ausschlichten, um daraus ein funktions-

fähiges Gerät zu basteln – über selbst gefertigte Holz- oder Metallobjekte bis zur semi-professionellen Marke »Eigenbau«.

Moderne Subsistenz bedeutet Autonomie, insbesondere sich durch subversive Taktiken unabhängig(er) von Geld- und Industrierversorgung zu machen. Das Rezept ist einfach: Industriegüter werden durch eigene Produktion ersetzt oder durch selbsttätige und kooperative Subsistenzleistungen »gestreckt«, um das Potenzial der Bedürfnisbefriedigung einer bestimmten Produktionsmenge zu vervielfachen. Dazu sind drei Ressourcen nötig: Erstens handwerkliches Improvisationsgeschick, künstlerische und substanzielle Kompetenzen. Zweitens eigene Zeitressourcen, denn manuelle Verrichtungen, die energie- und kapitalintensive Industrieproduktion ersetzen, sind entsprechend arbeitsintensiv. Drittens sind soziale Netze wichtig, damit sich verschiedene Neigungen und Talente synergetisch ergänzen können.

Eine derart duale Versorgung steigert die Krisenresistenz und mindert den Wachstumsdruck, weil monetäres durch soziales Kapital ersetzt wird. Mit dem hierzu nötigen Übungsprogramm kann jede/r sofort beginnen. Die Rolle der Politik bestünde darin, eine Reduktion und Umverteilung der durchschnittlichen Wochenarbeitszeit durch gesetzliche Maßnahmen zu erleichtern. Wirtschaftspolitik wäre umzudefinieren: Nicht konsumtive Fremdversorgung durch Industrieproduktion, sondern die Befähigung zur autonomen Selbstversorgung müsste zum Leitbild werden. Eine für das 21. Jahrhundert taugliche Sozialpolitik kann sich nicht mehr allein auf Transferleistungen oder eine Umverteilung von Einkommen und Vermögen beschränken; sie müsste vielmehr ökonomische Resilienz im Sinne von »Geldunabhängigkeit« und somit Krisenrobustheit anstreben. Kommunale Verwaltungen könnten Anbauflächen, brach gefallene Immobilien und Werkstätten verfügbar machen, um urbaner Subsistenz mehr Raum zu geben. Bildung und Erziehung könnten sich stärker an geldlosen Versorgungspraktiken, vor allem handwerklichen Befähigungen orientieren. Unternehmen könnten Reparaturkurse anbieten, um Instandhaltungswissen anstelle von Produkten anzubieten. Über politische Maßnahmen müsste gegen »geplante Obsoleszenz« vorgegangen werden, damit aus hilflosen Konsumenten souveräne Reparatereure werden. Wünschenswert wären gesetzliche Gewährleistungsfristen, die so lang sind, dass es für Produzenten sinnlos wird, kurzlebige Ex-und-Hopp-Designs zu vermarkten. Aber anstatt auf Politik und Unternehmen zu warten, ließe sich auch fragen: Warum fangen wir nicht einfach an?

FOTO PRIVAT



**NIKO PAECH**

Volkswirt, außerplanmäßiger Professor am Lehrstuhl für Produktion und Umwelt an der Universität Oldenburg. Sein Buch »Befreiung vom Überfluss« (2012) schlug ein neues Kapitel in der Nachhaltigkeitsdebatte auf.